



# Unterhaltungsblatt

## Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur  
**Thorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, A. m. b. H., Thorn.

1900. \* № 13.

### Auf der Aehrung.

Novelle von Hans Warring.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Martin war im Arbeitsanzug, auf der Schulter hatte er die Axt, in der Hand ein kleines, vom verstorbenen Vater stammendes Felleisen. Seine Mutter sah, wie er unter der Tanne vor dem Hause, die der Vater am Tage seiner Geburt gepflanzt, stehen blieb und die Augen mit der Hand bedeckte. Ihr war, als hörte sie ein unterdrücktes Schluchzen. Das gab ihr wieder Mut, sie stieß das Fenster auf.

„Du willst doch nicht noch ausgehen, Martin? Komm herein und schließ die Hausthür!“ rief sie in ihrer gewöhnlichen herrischen Art.

Er schüttelte den Kopf.

„Schließ nur die Thür hinter mir, ich komm' nicht mehr zurück! Behalte alles, was der Vater hinterlassen hat — das Haus und das Land, ich will nichts! Aber Mutter, ich kann nicht mehr unter einem Dach mit dir leben!“

Er ging rasch von hinnen. Sie sah ihm nach, wie er die Dorfstraße hinabschritt und dann in das Seitengäßchen einbog, das zum Grundstücke des alten Meisters Kristopeit führte. Sie stand lange Zeit regungslos.

„Er wird schon wiederkommen,“ versuchte sie sich zu trösten. Aber dieser Trost wollte nicht versagen. Eine innere Stimme, an deren Wahrhaftigkeit sie nicht zweifeln konnte, schrie unaufhörlich: Du hast ihn verloren — du hast ihn auf immer verloren durch deine eigene Schuld! Und das durch Eigenliebe und Herrschsucht verhärtete Gemüt der Frau wurde zum erstenmal von dem Gefühl einer reuevollen, hilflosen Angst durchzittert.

6.

Im Dorf herrschte wieder große Aufregung. In der Anklagesache gegen Rose war es eine Zeitlang stille gewesen, jetzt fing die Schererei mit den Zeugenvernehmungen wieder von neuem an. Auch der alte Meister Kristopeit war zur Vernehmung vor Gericht beordert worden, und doch hatte der alte Mann sich gar

nicht auf der Brandstätte gezeigt. Daß die Klaas in ebenfalls eine Vorladung erhalten hatte, fand man begreiflicher. Sie war ja die nächste Nachbarin und nebenbei eine Frau, deren Aussagen von unbestrittenem Gewicht waren. „Die Klaas in wird es zur Entscheidung bringen, die kann reden wie ein Buch,“ sagten die Leute. Sie selbst hätte sich gewiß zu jeder anderen Zeit in dem Gefühl ihrer Wichtigkeit wohl gefühlt, aber gerade bei dieser Gelegenheit trat sie merkwürdig bescheiden, fast ängstlich auf.

Ein paar Tage vergingen, ohne daß von dem Resultate der Vernehmungen etwas verlautet hätte. Dann ging auf einmal das Gerücht um, Roses Sache habe eine unerwartet

anlegen können, denn schon lange, ehe es auskam, sei sie bei seiner Mutter gewesen, was die Klaas in — sehr gegen ihren Willen — eidlich hatte bestätigen müssen.

„Und wißt Ihr, Nachbarin, der Klaas in ist es schlecht gegangen vor Gericht.“

„Jawohl, angefahren hat sie der Herr Richter, warum sie ihre Aussage nicht schon früher gemacht.“

„Und gedroht hat er ihr, daß sie Strafe bekommen werde. Zeichenblaß ist sie geworden und hat gezittert zum Erbarmen.“

„Und kein Wort hat sie erwidert — ganz still und demütig ist sie gewesen.“

„Herrgott, was man nicht alles erlebt, Nachbarin! Die Klaas in still und demütig!“

„Und wißt Ihr auch, wie das Feuer eigentlich ausgekommen ist?“

„Na ja, gewiß. Der Zimmermann Erlot und der Kristopeit haben ja ausgesagt, daß der Schornstein schon im vorigen Jahr einen gewaltigen Riß gehabt hat, und sie haben den alten Holstein gewarnt, wie sie ihm die neuen Balken eingezogen haben. Der aber hat davon nichts wissen wollen und hat gesagt, der Schornstein werde noch länger halten als sie alle drei.“

„Ja, ja, der alte Holstein, der war solch ein Eigensinn.“

„Na, und nun hat man's ja gesehen. Natürlich, der Riß hat sich erweitert, es sind Funken hindurchgekommen und ins Dachstroh geflogen. So ist das Feuer ausgekommen.“

„Ja, und ich hab' es mir gleich nicht denken können, daß die Rose so was thun wird.“

„Na natürlich, ich auch nicht.“

„Sie soll zum Gotterbarmen aussehen, das arme Ding.“

„Sie wird sich schon erholen, noch vor Winter wollen sie Hochzeit machen.“

„Und ein Herrenleben wird sie führen, dem Martin geht es gut, der baut die große Scheune beim Amtmann auf Schönbaum.“

„Ja, mein Mann sagt, er hat so viel Arbeit, daß er kaum damit fertig werden kann.“

„Und der Meister Kristopeit setzt sich zur



Dr. v. Buchta,

Direktor der Kolonialabteilung des deutschen Auswärtigen Amtes. (E. 99)

günstige Wendung genommen, und der Martin Klaas sei es, dem das Mädchen dieselbe zu verdanken habe. Der Martin sei auf einmal gewaltig ins Zeug gegangen, habe erschrecklich lange Briefe geschrieben und verschiedene Reisen gemacht. Die Rose habe das Feuer gar nicht



Ruh und giebt Haus und Hof den jungen Leuten ab."

"Und wie geht es der Ernestine?"

"Ganz verflört soll sie sein — ganz hinterfinnig soll sie herumgehen."

"Und die Klaafin trägt ihren Kopf auch nicht mehr so hoch." —

Ja, die Stimmung des Dorfes war plötzlich zu Gunsten Rosés umgeschlagen. Jetzt wollte keiner sie für schuldig gehalten haben, und die früher am meisten gegen sie geschrien, fangen jetzt ihr Lob am eifrigsten. In der Seele des jungen Zimmermanns aber war nach langen schweren Regentagen endlich wieder Sonnenschein aufgegangen. Mit seinem alten Meister hatte er einen Vertrag abgeschlossen, der ihn zum Besitzer von Haus und Hof, Ackerland, Garten und Zimmerplatz machte, an Arbeit fehlte es ihm nicht, und zu alledem stand Rosés Haftentlassung vor der Thür. Grund genug, ihm das Leben wieder hell zu machen. Freilich, der Zerfall mit seiner Mutter ging ihm schwer zu Herzen, er war immer ein treuer, gehorsamer Sohn gewesen, und nach jenem Abend ging er lange Zeit mit dem Gefühl herum, als sei etwas in ihm entzwei gegangen. Aber sein alter Meister tröstete ihn mit dem Hinweis, daß die Zukunft auch in dieser Sache Abhilfe schaffen könne. Er werde sich der Mutter doch sicherlich nicht entziehen, wenn sie ihm die Hand zur Versöhnung biete.

Eines Abends kam Martin spät von der Arbeit heim und trat in die Wohnstube der Kristopeitschen Eheleute. Die beiden Alten hatten mit dem Abendessen auf ihn gewartet und empfingen ihn mit frohen Gesichtern.

"Aber spät kommst du heut."

"Ich war noch unten an der See und hab' gebadet. Wie so ein Bad doch erfrischt nach einem so heißen Tag!"

"Und derweilen ist hier was angekommen, das dich noch mehr erfrischt wird. Sieh einmal, was dort auf dem Tisch liegt!"

Der junge Mann griff hastig nach dem Brief, den sie ihm neben den Teller gelegt hatten.

"Von Rose!" rief er jauchzend. "Wenn sie selbst schreibt, kann es nur Gutes sein."

Und dann nach einer Pause: "Sie ist frei, sie kommt zurück!" Seine Lippen zitterten, das Blatt schwankte in der arbeitsharten Hand, er fuhr mit dem Kermel über die Augen. Immer wieder mußte er die wenigen Zeilen lesen, die unbeholfen, wie von einer Kinderhand geschrieben, in der Schlichtheit ihres Ausdrucks etwas unaussprechlich Rührendes für ihn hatten. Sie lauteten: "Lieber Martin, jetzt ist die Wahrheit an den Tag gekommen, jetzt wissen alle, daß ich es nicht gethan habe. Ich bin frei, ich darf zu euch zurück. Ich habe eine Bitte an Dich, lieber Martin, komm, hole Du mich, Du allein, kein anderer! Bring keinen Wagen, wir wollen die paar Meilen gehen, Du und ich ganz allein, wenn es Nacht wird, und alles still ringsum ist. Ich grüße Dich und Vater und Mutter Kristopeit viel tausendmal."

"Armes, junges Kind! — Gott sei Dank, daß sie frei wird!" murmelte der Alte.

"Ich will sie dir schon pflegen, Martin, bring' sie mir nur! Sie soll mir sein wie eine Tochter. Und so ein junges Ding kann eine alte erfahrene Mutter schon brauchen," meinte die alte Frau.

"Ich dank' euch — ich dank' euch vielmals!" sagte Martin gerührt. "Unter eurem Schutz weiß ich sie gut aufgehoben."

Sie hatten das Abendessen verzehrt und traten in den schmalen Vorgarten hinaus, um ihrer Gewohnheit gemäß noch ein halbes Stündchen auf der Bank unter dem Fenster über die

Ereignisse des Tages zu plaudern. Es war noch drückend schwül, obgleich die Sonne schon lange untergegangen war.

"Was soll noch daraus werden, es verbrennt alles in der Erde!" seufzte die Frau.

"Schon seit Wochen kein Tropfen Regen!"

"Und doch sieht es aus, als sollte etwas kommen."

"Ja, schon seit drei Tagen braut sich dort in Nordwest etwas zusammen, aber wenn man denkt, daß es heraufkommen soll, ist es auf einmal weg."

"Aber am anderen Tage ist es doch wieder da."

"Ich denke, wenn wir es einmal bekommen, dann kann es arg werden."

"Wie es gewesen ist im Jahre 36. Ich bin damals noch ein kleiner Knirps gewesen und habe keine rechte Erinnerung davon," sagte der alte Kristopeit. "Aber meine Mutter hat uns immer erzählt, wie grausig es hier gehaust hat. Der Wald ist noch viermal so groß gewesen wie jetzt, aber alles wurde umgebrochen, die stärksten Bäume wie Weidengerten. Und alle Häuser wurden abgedeckt, und Menschen und Vieh erschlagen! Es ist ein Jammer gewesen hier im Dorf, aber in Bogauen und Rossitten haben sie es kaum gespürt."

Es war am Abend des nächsten Tages, und der Tag war ebenso heiß gewesen, wie alle vorher, als Martin und Rose aus dem dunklen Thorbogen hinaus ins Freie traten. Hinter den Tümen und Mauern der Stadt war die Sonne bereits verschwunden, als sie Hand in Hand den Landweg entlang schritten. Im ersten Dörfchen, durch das sie wanderten, saßen die Leute noch plaudernd vor den Hausthüren. Aber je weiter sie kamen, desto stiller wurde es ringsum. Allmählich erwachten um sie her die leisen Stimmen der Nacht: das sanfte Riesel des Wassers in den Gräben neben der Straße, das verschlafene Zwitschern eines Vogels im Nest, das Zirpen der Heimchen im Grase. Schweigend zogen auch sie, dicht aneinander gelehnt, ihre Straße. Nur dann und wann ging ein leiser Seufzer über die Lippen des Mädchens, und sie blieb stehen und sog mit halb offenen Lippen die Luft der Freiheit ein.

Der Mond, der mit silbernem Glanz die Landschaft übergossen, hatte sich hinter schwarzen, scharfgezackten Wolken versteckt, die von Westen herantrieben und sich mehr und mehr ausbreiteten. Die beiden aber merkten es kaum, ihre Herzen waren so voll Licht und Sonnenschein, daß sie der drohenden Anzeichen und der zunehmenden Dunkelheit kaum achteten. Erst ein entferntes dumpfes Grollen machte sie aufmerksam. Und nun nahmen sie wahr, welch eine ängstliche, erwartungsvolle Spannung rings in der Natur herrschte.

"Diesmal bekommen wir es arg, Rose," sagte Martin, um sich blickend. "Noch gestern hat der alte Meister von der Windhose erzählt, die vor etwa fünfzig Jahren das Dorf fast ganz zerstört hat. Wenn es nur nicht wieder kommt!"

Das Mädchen drückte sich näher an seinen Arm. "Sieh doch, wie furchtbar der Himmel aussieht! Faß mich fest um, Martin, damit wir zusammen sterben, wenn der Blitz uns trifft."

Sie standen dicht aneinander gepreßt und schauten zum Himmel empor. Die schwarze, niedriggehende Wolkenmasse war schnell emporgestiegen. Wie ein schwarzes Bahrtuch lag sie über der Erde, sie in tiefe, rabenschwarze Nacht hüllend. Und hoch über dieser Wolkenschicht, von Osten her ihr entgegenstürmend, kam eine andere heran, lichtgraue, sturmzerfetzte Gebilde mit schwefelgelben, scharfgezackten Rändern. In rasender Hast kamen sie herangesegelt, getrieben

von einem Sturm, von welchem unten noch nichts zu spüren war.

Einen Augenblick schwiegen beide. Dann sagte Rose flüsternd: "Mir ist schrecklich angst, Martin, mir ist, als sollte die Welt untergehen, und ich möchte doch noch leben mit dir! — Horch! Was hat das zu bedeuten? Hörst du das Tosen? Ist das der Sturm oder das Meer?"

"Halte dich fest an mir, Rose!" rief er. "Der Sturm ist's!"

Er kam nicht weiter. Die Windsbraut war über sie hereingebrochen, entsetzlich, sinnebetäubend. Im nächsten Augenblicke waren sie heruntergeweht von dem hohen Damnweg — zu ihrem Glück. Halb besinnungslos lagen sie unterhalb der Böschung. Ueber ihnen raute der Wirbel dahin, Tod und Verderben in seinem Schoße tragend, und Jammer und Vernichtung bezeichnete seinen entsetzlichen Weg.

Auch über das Dorf Karwitten hatte seine Straße geführt, aber seltsamerweise nicht über das ganze Dorf. Der östliche Teil des lang hingestreckten, weit ausgedehnten Gemeinwesens war verschont geblieben, nur die westwärts am meisten vorgeschobenen Grundstücke hatten im Bereich der Windhose gelegen.

Als die beiden Wanderer heimkamen, liefen ihnen verflörte, schreiende Menschen auf der Dorfstraße entgegen. Rose, die vor den dreisten Blicken und Fragen, mit denen man sie empfangen würde, heimlich gezittert hatte, gelangte ganz unbemerkt und ohne Aufenthalt in das Kristopeitsche Haus. Die Schrecken der Nacht hatten jedes andere Interesse ausgelöscht.

"Wir haben Todesangst um euch ausgestanden, Kinder," sagte der Alte. "Hier bei uns sieht es jammervoll aus. Auf dem Holsteinschen Hof ist der ganze Neubau in Grund und Boden geschlagen, und auch dein väterliches Grundstück, armer Junge, ist zerstört. Fünf Grundstücke hat es betroffen — es ist ein Jammer! Nur ein Glück, daß keine Menschenleben verloren sind."

Eine Weile blieb es still, dann sagte der junge Meister: "Ein Haus kann ich mir wieder bauen, dazu hab' ich zwei starke Arme. Aber, Meister Kristopeit, wie ist's mit dem Wald?"

Der Alte schüttelte traurig den Kopf. "Niebergebrochen, als ob er nie dagewesen wäre! Raum ein Baum ist stehen geblieben."

"Also ist unser letzter Schirm und Schutz gegen den Dünensturm vernichtet. Seht, Meister, das ist schrecklich, da nützt auch der beste Wille und die stärkste Hand nichts. Die Felder jenseits kann kein Mensch mehr retten."

"Nein, die nicht, die müssen daran gegeben werden. Der Förster war eben hier, er sagt, jetzt muß es zur Ausführung kommen, was der Landrat und der Oberförster schon lange geplant, nämlich die Aufforstung deines und des Holsteinschen Grundstücks. Schon früher einmal ist beim alten Holstein angefragt worden, was er für seinen Hof verlange, aber er hat einen so hohen Preis gefordert, daß man die Sache aufgab. Der Alte war in seinem Recht, seine Acker waren die besten im Dorf. Wie die Sache aber heute steht, kauft kein anderer der Ernestine das Land ab, weggeworfenes Geld wär's. Sie kann froh sein, wenn sie heute den vierten Teil von dem dafür bekommt, was der Alte im vorigen Jahr gefordert hat."

"Das ist hart für sie; wie trägt sie es?"

"Sie hat noch kein Wort gesprochen seit dem Unglück. Die Mühme sagt, sie ist wie betäubt. Na, genug um zu leben wird ihr bleiben, freilich die Rolle der Herrin auf einem reichen Hof zu spielen, das muß sie aufgeben."

Rose hatte dabei geseffen und stumm der Unterhaltung zugehört. Ernestine zu Grunde gerichtet, sie, die so am Gelde hing! Wie würde sie das tragen? Und sie selbst hatte



das Unglück auf ihr Haupt herabgerufen. O, was gäbe sie jetzt darum, wenn ihr Wunsch nicht in Erfüllung gegangen wäre! Sie fühlte sich niedergedrückt wie von einer schweren Schuld. —

Es war am Abend dieses Tages, als sie aus dem Hause schlüpfte, sie wollte unbeobachtet zum Hof hinüber, sie mußte sehen, wie es dort aussah. Sie machte den Umweg um das Dorf herum und über die Düne. Und nun stand sie auf der Höhe und blickte auf die Stätte herab, die ihr die liebste gewesen war auf der Welt.

Der ganze Hof war ein Trümmerhaufe. Die Ernte war vernichtet, die geschnittenen Aeuren von den Feldern in alle Winde verstreut. Und von links her kam es heran — ganz leise, aber ohne Aufhören — es rieselte um ihre Füße, es huschte an ihr vorüber, es raschelte im Astwerk der niedergestürzten Bäume. Das war der Sand, der furchtbarste Feind alles Lebens. Ueberallhin findet er seinen Weg, unaufhaltsam dringt er vor, und wenn es nicht gelingt, ihn zum Stehen zu bringen, wird er das ganze Dorf verschlingen.

Sie hatte sich auf einen der umgestürzten Stämme gesetzt und schaute mit entsetzten Augen auf die Zerstörung. Und dann faßte sie der Jammer über die Unsicherheit alles menschlichen Glückes, und sie drückte das Gesicht in die Hände und weinte.

„Rosel, du bist's! So hab' ich in all dem Elend doch noch eine Freud'!“

„Muhme, liebe, alte Muhme!“

„Du weinst über anderer Leute Unglück und hast doch selber so viel Elend erfahren! Aber nun geht es dir gut, und du und der Martin, ihr werdet euch jetzt gewiß heiraten?“

„Ja, noch vor dem Herbst, und ich werde viel glücklicher werden, als ich verdiene. Ach, Muhme, ich hab' ein so schweres Herz!“

„Na, was giebt es denn?“

„Muhme, ich habe all das Unglück heraufbeschworen, ich habe so schreckliche, sündhafte Worte gesprochen. Besinnst du dich? Ich hab' gesagt: Dein Haus soll das Feuer verzehren, über deine Acker soll der Sand kommen!“

„Und nun willst du dir wirklich das Unglück zurechnen? Meinst du, der liebe Gott hört darauf, was so ein dummes Ding in seinem Zorn spricht? Das Schicksal geht ruhig seine Wege, ob wir segnen oder fluchen. Und wo eine böse That vom irdischen Richter nicht erreicht wird, da weiß es zu treffen auf die eine oder die andere Weise. Meinst du, das sagt sich die Ernestine nicht auch? Ja, ja, ich hab' lang genug gelebt auf der Welt, um zu wissen, daß wir um Vergeltung nicht auf den Himmel warten müssen, sie kommt schon hier unten über uns. Du aber hast ein gutes Herz, Kind, und so wird dir's auch wohl gehen im Leben.“

Der junge Zimmermann war Rose gefolgt; er schloß sie tröstend in die Arme, und nun versiegten ihre Thränen.

Ende.

## Illustrierte Rundschau.

In den Verhandlungen des deutschen Reichstages ist in jüngster Zeit mehrfach der Direktor der Kolonialabteilung des deutschen Auswärtigen Amtes, Dr. v. Buchka, in den Vordergrund getreten. Gerhard v. Buchka ist am 22. Dezember 1851 zu Neustrelitz geboren und zuerst im mecklenburgischen Justizdienst thätig gewesen. 1879 wurde er Landgerichtsrat in Schwerin, 1884 Landgerichtsdirektor in Güstrow und 1886 Oberlandesgerichtsrat in Stockholm. 1893 wurde Herr v. Buchka in den Reichstag gewählt; er legte sein Mandat jedoch nieder, als er an Stelle des Freiherrn v. Nitzthofen zum Kolonialdirektor ernannt wurde. — Auch Berlin bekommt eine elektrische Hochbahn, die gegenwärtig ihrer Vollendung entgegengeht. Sie verbindet, wie die Stadtbahn, den Osten mit dem Westen der Stadt; während aber die letztere das Zentrum durchschneidet, läuft die Hochbahn durch den südlichen Teil der Stadt und verbindet also diesen mit Ost und West, gleichzeitig aber alle drei Viertel durch die Linie nach dem Potsdamer Platz mit dem Zentrum. — Der tapfere Buren general Cronje, der nach zehntägigem heldenmütigen Widerstand die Waffen streckte, genoß als Truppenführer das unbedingte Vertrauen seiner Landsleute. Er hat seiner Zeit die Transvaalrepublik bei Majuba und Dornkop gerettet. Keinem folgten die Truppen so willig gegen den Feind, wie Cronje; er hatte das Auge des Falken für die Stellung des Feindes, die Witterung des Schafals für seine Schwächen. Bei Dornkop wurde Cronjes Sohn schwer verwundet; aber nur einen Augenblick überließ sich der General den Gefühlen des Vaters. Er brachte seinen Sohn in Sicherheit, war aber vor Tagesdämmerung schon wieder bei seiner Truppe, um mit ihr den umgestellten Feinden den Gnadenstoß zu geben. — Bei der Verfolgung Cronjes nach dem Entsatze von Kimberley fiel dem General Kell-Kenny eine besonders wichtige Rolle zu. Er ist der Kommandierende der Ende Januar auf dem mittleren Kriegsschauplatz im Norden der Kapkolonie einge-

der Kronprinzessin-Witwe Stephanie von Oesterreich mit dem Grafen Clemer v. Lonyay soll in der Kapelle des kaiserlichen Lustschlosses Miramar bei Triest vollzogen werden. Das Schloß ist eine Schöpfung des Erzherzogs Maximilian, der als Kaiser von Mexiko am 19. Juni 1867 so tragisch endete. Es erhebt sich inmitten eines prächtigen Parkes unmittelbar an der felsigen Meeresküste bei der Südbahnhofstation Brignano und enthält wertvolle Sammlungen.

## Das Wirtshaus „Zum Herrnhut“.

Eine Geschichte aus der grünen Steiermark.

Von Gustav Johannes Krauß.

(Nachdruck verboten.)

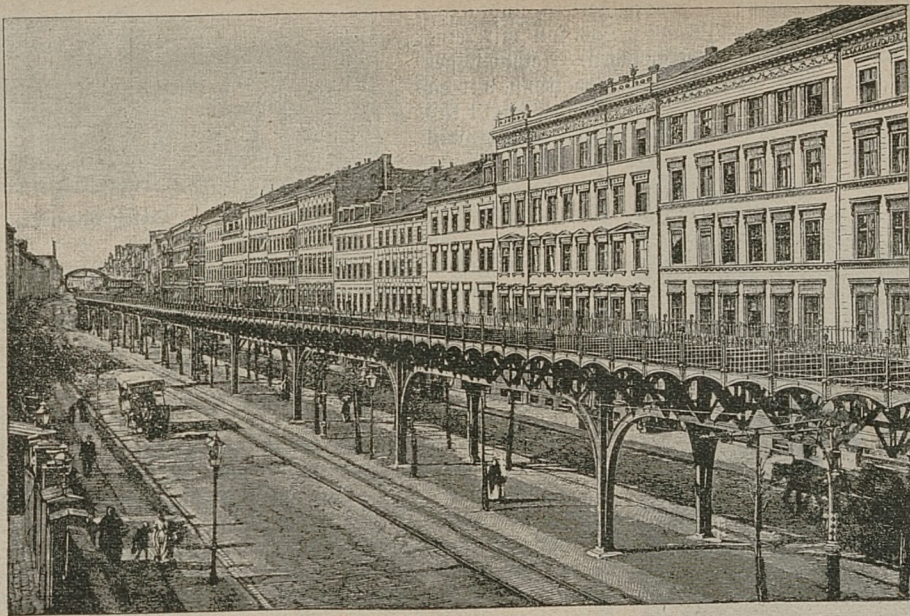
In einem der tannenrauschenden, bachdurchplätscherten „Graben“, die aus dem Gebirge hinabführen in das breite, fruchtbare Thal der Mürz, steht das Wirtshaus „Zum Herrnhut“. Der Name hat mit jener Glaubensgemeinde, auf die er hindeuten scheint, nicht den geringsten Zusammenhang. Sein Ursprung ist ein viel lustigerer.

Vor ein paar Jahrzehnt noch hieß die trinkbare Stätte „Zu den drei Neugern“. Der „Drei-Neugern-Peter“, der Eigentümer des Wirtshausleins, verfügte nämlich zusammen mit seiner Tochter Susi, die ihm haufen half, nur über diese ungerade Zahl von Seherzeugen, weil er selbst einäugig war. Das eine Auge, das er hatte, konnte aber gar schalkhaft blinzeln, wenn es auf die Schar der Gäste hinsah, die jeden Sonntagnachmittag und manchmal auch an Wochentagen die Stube füllten, um einen freundlichen Blick aus Susis schönen dunklen Augen zu erhaschen. Mehr als ein solcher Blick war nicht zu erreichen, das wußten sie alle. Die Susi war eben mit des Sandgrabenbauern Ferdinand, einem gefährlichen Käufer, verprochen und hielt sich die Hofmacher ferne. Der Ferdinand konnte bei seinem „jachzurnigen“ Gemüt um einer Dummheit willen sich ins Unglück bringen. Da ließ die gescheite Susi die Dummheiten lieber sein, obwohl sonst ja das Sprichwort vom Ruß in Ehren in der Steiermark noch mehr Geltung hat als anderswo.

Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen gingen die Bauernsöhne und Großknechte nirgends lieber hin als ins Wirtshaus „Zu den drei Neugern“. Von Pasing und St. Lorenzen, von St. Marein, Mürzhofen und gar von Rindberg wanderten sie die Mürz entlang, gingen über die Holzmüllerbrücke und

stiegen den Graben hinauf zu der einsamen Waldwirtschaft, jeden Sonntagnachmittag und manchmal auch an Wochentagen.

Da ging's dann fröhlich her. Der „Drei-Neugern-Peter“ spielte auf der Zither eins nach dem andern auf und stieg zwischen zwei Stüekeln immer in den Keller, einen neuen Krug Schilder heraufzuschleppen, den säuerlichen Rotwein, den die Obersteirer gar so gern tranken. Die Gäste tranken und sangen Schnaderhüpfel, und die hübsche Susi hatte mächtig zu thun mit Augen, Mund und Händen. Die Hände mußten fleißig einschenken, der Mund neckhafte Reden schlagfertig zurückgeben und



Die Berliner Hochbahn: Die Strecke in der Gitschinerstraße.

troffenen sechsten englischen Division. — Unser Bild auf S. 101, Buren beim Transport eines Geschützes darstellend, giebt eine anschauliche Vorstellung von den Schwierigkeiten des Geländes, in dem sich ein großer Teil der gegenwärtigen Kämpfe in Südafrika abspielt. Das Hinausschaffen von Geschützen auf eine solche Höhe ist ein schweres Stück Arbeit, zumal wenn man bedenkt, daß in Südafrika augenblicklich die Hitze tagsüber eine sehr bedeutende ist. — Die Harcourt Street-Station der irischen Stadt Dublin war kürzlich der Schauplatz eines eigenartigen Eisenbahnunglücks. Eine einlaufende Lokomotive, die nicht rechtzeitig gebremst worden war, durchbrach die Mauer, welche die Station umgiebt, und blieb dann in der entstandenen Bresche auf den Gesteinstrümmern stecken. — Die Vermählung



die Augen den Ferkel im Zaume halten, der mit roter Stirn und wilden Augen in seiner Ecke saß und wütend auf seinen hübschen blonden Schnauzbart biß.

In ein solches Sonntagsvergnügen kam einmal ein Gast hineingestiegen, der nicht hierher gehörte und auch sonst der Mann dazu war, den Spaß zu verderben: der „pugglete“ Hannes, seines Zeichens Schneider, festhaft im Dorfe Mürzhofen. Der Hannes war um seiner bösen Zunge willen gefürchtet, die er an jedem weckte, ohne alle Besorgnis, einmal eines auf das lose Maul zu kriegen. Denn erstens war er ja nur ein Schneider, und zweitens ein armer Krüppel. Für einen wehrhaften Burschen wäre es die helle Schande gewesen, einen buckligen Schneider zu hauen. Man war also zur Gegenwehr darauf angewiesen, auf seine bissigen Reden noch bissigere zu setzen. Das war aber schier unmöglich. Bissigere Wörter, als der Schneider Hannes führte, gab's einfach nicht.

Dieser freundliche Mann guckte über sein Seidel Schilcher hinweg schadenfroh in die verdrossenen Gesichter der Burschen.

„Na, was is's denn?“ quakte er. „Seid's ja gar nit recht lustig heut. Wißt's leicht gar schon, was für ein fürnehmer Herr enf ins Gäu gehn will?“

„Fangt der Schneider scho' wieder 's Jeantzen an?“ murkte der Holzfäller Leopold, ein vier-schrötiger, mürrischer Gesell mit Fäusten wie Schmiedehämmer.

„Da is gar nix g'feantzt, Leopold,“ quakte der Schneider wieder. „Geht dich auch gar nix an. Oder bist du der Susi ihr Schatz?“ Jetzt rührte sich des Sandgrabenbauern Sohn.

„Schneider — i rat' dir gut! Auf uns

kannst d' wörtln, so viel d' willst, aber d' Susi laß fein in Ruh', sonst kunnst leicht mirken, der welche von uns ihr Schatz is. M'rat der, was dir eine aufs Dach giebt, die d' bis in d' Fuaksohle abi g'spürft. Heraus jezt mit deiner Raubersg'schicht, oder sunst —“

Dem Schneider mochte es nicht rätlich erscheinen, den Burschen, in dem der verhaltene Zorn nur so brodelte, noch länger zu necken. Er that also einen kleinen Schluck aus seinem Glase und fragte: „Kennst leicht einer von enf den Sommerfrischer, wo beim

Hirschenwirt loschier in St. Marein unt'?“ „Is mir vor ein paar Täg' auf'm Holzschlag einer zwischen d' Füak g'lossen,“ brummte einer der Burschen. „Hat ausg'schaut wie ein anzogener Grashupfer. Ein'n Sonnenschirm hat er g'habt, daß er 's G'sicht nit abbrennt.“

„Der is's scho,“ sagte Hannes. „Is gar ein feiner Herr, ein italienischer Baron oder so was. Na also — fikt der heut mit'm

Postmeister und 'm Dokter im Hirschen beim Mittag-mahl, und wie d' Red' so is, sagt auf einmal der Postmeister, 's Drei-Neugerln-Wirten sei' Susi war 's sauberst' und bravst' Dirndel im Thal, von der kummt nit um d' Welt keiner ein Bussel kriegen. Sagt der Stadtherr: „Was! Ein Wirtstöchterlein und keinen Ruß? Das soll mir keiner weismachen. Nächstens geh' ich hin, und wenn mir das Mädel gefällt, küß' ich's, nicht einmal, sondern dreimal.“

„Da können S' d' schönsten Schläg hamtragen,“ sagt drauf der Postmeister. „D' Susi is mit'm Sandgrabenbauern sein'm Ferkel versprochen, und der Bursch versteht fein Spaß.“ — „Ach was, der dumme Bauernbengel,“ sagt drauf der Stadtherr, „für den ist mein Revolver gut...“

Der Ferkel hatte schon längst die rechte Hand aus der Hosentasche gezogen, in der er sie zu ruhigen Zeiten aufbewahrte. Als er von dem dreimaligen Küssen hörte, hatte er die Hand zur Faust geballt, und diese Faust ließ er nun so wuchtig auf die Tischplatte fallen, daß der Wein aus den Gläsern schwappte und dem Hannes die Rede im Halse stecken blieb.

„Dem Saggra, dem verhöllten, schneid' i d' Ohrwascheln ab und nagel' i' ans Hausthor!“

Er hatte das nur so herausgehault vor Wut und fuhr nun nach seinem Gut, um nach St. Marein hinabzu-lausen und sofort seinen Vorsatz auszuführen. Die Susi aber hielt ihn am Marmel fest.

„Erst laß dir was sagen, Ferkel. Wenn d' willst, kannst es thun. Aber ans Sandgrabenhaus sein Thor mueßt die Dhren nageln. Bei uns darfst

nit einmal mehr zum Hausthor zuhi. Vom Einigehn is scho' gar fa Red'.“

„So willst dös sitzen lassen auf dir?“ brauste der Bursch auf.

„Dös nit. Aber no' we-niger taugt mir's, daß du eing'spirt wirst wegen so ein'm Späzenreiter. Los' einmal zue.“

Und sie fing an, eindringlich auf den Burschen einzu-reden, indes der Peter einen Steirischen aufspielte. Die Kameraden des Ferkel sangen nach der Weise Hohnverse auf den fußdürstigen Baron und sahen dabei zu dem eifrig schwazenden Paare herüber. Sie sahen erstaunt, wie das finstere Gesicht des Burschen auf einmal helluftig wurde.

„Was hat denn das saggrisch' Dirndel wie-der angeben, daß s' di' so umg'modelt hat?“ fragte Leopold leise den Ferkel, der sich wieder neben ihn gesetzt hatte.

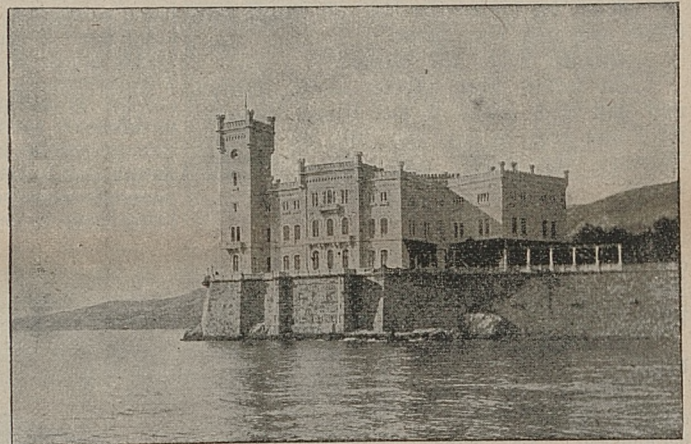
„Nachher sag' i dir's scho,“ gab er flüsternd zurück. „Wenn erst der Schneider furt is. Dös verhöllte Tratschmaul erzähl't sonst un-ten, und der G'spaß is verdorben. Aber recht hat. Ein saggrisch' Dirndel is i', mei' Susi.“



General Cronje. (S. 99)



General Kelly-Kenny. (S. 99)



Schloß Miramar. (S. 99)

Und mit hellem Jauchzen fiel er in den Fodler ein, den die anderen gerade fangen. Bis in die höchsten Zisteltöne fletterte er hinauf in seinem Uebermut, so daß er selbst die Mädchenstimme Susis noch überschlug.

Tags darauf erschien Ferkel, reisemäßig ausgerüstet, in der Wirtsstube des Hirschen in St. Marein. Er überzeugte sich durch einen schrägen Seitenblick, daß im Extrastübel einer saß, der wohl der gewisse Baron sein konnte, und begann dann mit dem Hirschenwirt ein Gespräch. Nach Graz müsse er, und zwei, drei Tage werde er wohl ausbleiben. Er hielt sich bis zum Abgang des Grazer Zuges auf, dann zahlte er und ging.

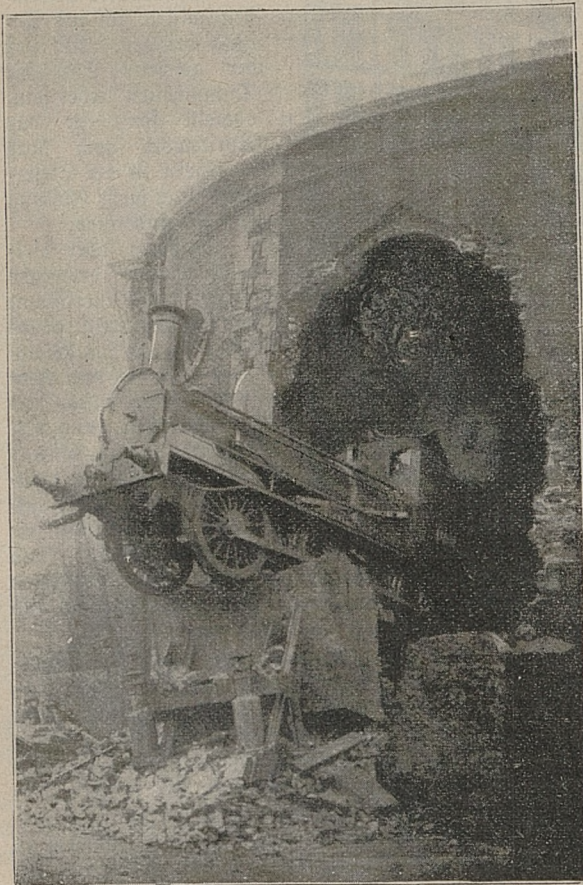
Raum war er draußen, so kam der Sommer-gast aus dem Herrenstübel hervorgeschossen.

„Das war wohl die Susi seine Bräutigam?“

„Ja, Herr v. Morelli, der war's.“

„Ah, molto bene! Das trifft sit wunder-hön. Nun ist die D'hello nit zu 'aus, jezt geh' it, dem Mädel ansehn.“

Der Hirschenwirt that sein möglichstes, um den Fremden, für den er sich gewissermaßen verantwortlich fühlte, von einer Dummheit ab-zuhalten, die immerhin böse ausgehen konnte. Der aber wollte nichts hören. „Der Peterl 'aben ein' osteria, eine Wirts'aus, da kann jeder gehn, eine birra trinken, ein Glas Bier. Und heut geh' it.“ Er ließ sich den Weg er-



Das Eisenbahnunglück in Dublin. (S. 99)

Nach einer Photographie von M. Glover in Dublin.





Buren beim Transport eines Geschützes. (S. 99)



klären, nahm seinen Ueberzieher, steckte für alle Fälle den Revolver zu sich, griff nach seinem Sonnenschirm und brach auf.

Der Weg war weit und in seinem letzten Drittel geradezu kniebrechend steil, und Herr v. Morelli fluchte im stillen wie ein Triestiner Lastträger. Endlich stand er vor einem einsam in die Schlucht hineingebauten Hause. Ueber der Thür baumelte der Weinzeiger, der Kranz aus grünen Tannenzweigen, aus den Fenstern drang Zithergeklimmer und gröhrender Bauernsang. Das mußte das Drei-Neugerk-Wirtshaus sein. Herr v. Morelli trat in den Flur und stieß die zur Gaststube führende Thür auf, mußte aber sofort husten in dem gräßlichen Qualm, der ihm entgegenwogte. Die Stube war voll junger Leute, die ihren Schilder tranken, aus kurzen Pfeifenstummeln einen schauerhaften Tabak rauchten und dem einäugigen Zitherspieler lauschten.

Der feine Gast sah mißbilligend um sich, wehte mit dem Handschuh vor seinem Gesicht hin und her, um die Rauchwolken zu zerteilen, und fragte nach dem Extrazimmer.

„Herrenstübel hab'n mer foans,“ erwiderte der an der Zither brummig. „Wenn der Herr da bei uns fürlieb nehmen will — Buben, ruckt's z'samm!“

Die Burschen rückten mit härbeißigen Mienen nach rechts und links, und Herr v. Morelli setzte sich schweren Herzens in die so hergestellte Lücke. Das Ding ließ sich gar nicht schön an.

„err Wirt, eine Flasche Wein, den besten, den Sie 'aben.“ Er hoffte im stillen, die schöne Susi werde ihm den Trank kredenzen. Aber er irrte sich. Der Einäugige ging selbst in den Keller und brachte eine Flasche Lüttenberger, die er dem Gaste mit dem üblichen „Wohl bekomms!“ vorsetzte. Von dem Mädchen war nichts zu sehen.

Der Wein war gut, sonst aber war's recht unbehaglich. Der dicke Rauch, die Bauernlummel rechts und links, die mit Augen, die grell aus den sonnenverbrannten Gesichtern hervorleuchteten, so feindselig herüberfahen, und die dummen Vieder, die sie sangen! Herr v. Morelli hatte auf der Handelsakademie zu Triest doch Deutsch gelernt, aber was die Kerle sangen, verstand er nicht. Das konnte überhaupt kein Mensch verstehen. Zum Beispiel:

„So a Spazereiter,  
So a Zaunlückschlupfer,  
Der Wind bläst 'n um,  
Den grean' Grashupfer!  
Hoiderio-a hoiderio hoia heheee!“

Es war zu dumm.

Endlich nahm Herr v. Morelli sein Herz zusammen. „Wo 'aben Sie Ihre söne Tochter, 'err Wirt?“ rief er in den Gesang hinein.

Der Peterl spielte erst bedächtig das „G'sehl“ zu Ende, dann gab er Antwort: „'s Susi? Hat im Haus z' thoa, ja.“

Der Mensch war offenbar ein Kretin. Wie er mit dem einzigen Auge blinzelte!

„Aber ik möcht 'aben zu essen!“ drängte Herr v. Morelli. Er meinte, das Mädchen nun ganz gewiß zu sehen zu kriegen, denn die Küche ist doch Weibersache. Aber Susi kam nicht. Der Einäugige machte auch den Speisefellner.

„Essen? Wohl, wohl! Mögen S' an Ras?“

Räse mochte Herr v. Morelli nicht.

„leicht ein g'selcht's Fleisch?“

„Auch nit. Ik möcht 'aben eine Bratt-huhn.“

Der Wirt ging zu einer Thür, die offenbar in die Küche führte, öffnete sie ein wenig und schrie durch den Spalt: „Ein Hähndl abstecken und brat'n sollst, Susi!“

„Wohl, wohl!“ klang es hellstimmig zu-

rück. Der Wirt schloß die Thür wieder, und Herr v. Morelli ärgerte sich scheußlich. Das hatte er schon dumm gemacht. Nun konnte das Mädchen gar nicht hereinkommen, er hatte ihr ja Küchenarbeit gegeben. Na, aber schließlich mußte sie doch den Braten hereinbringen. Inzwischen waren die ekelhaften Bauernjungen vielleicht weggegangen.

Die wichen und wankten aber nicht, als hätten sie Tannenharz unter den Gamsledernen. Sie rauchten und tranken und gröhlten immerzu, bis der Wirt sein Zitherspiel unterbrach, um die Hängelampe anzuzünden, die recht schwelend brannte. Dann deckte er vor dem Städter eine Serviette von recht zweifelhafter Weiße auf den Tisch. Dabei machte er ein äußerst stolzes Gesicht; ja, man wußte bei den Drei-Neugerkn, was sich gehört. Nun mußte die Susi bald den Braten bringen. Herr v. Morelli atmete auf und forderte eine neue Flasche.

Zugleich mit ihr wurde auch das Essen gebracht, und der Italiener zerfnirschte zwischen den Zähnen ein halbblaues „Maledetto!“. Ein Weib war's freilich, das die Schüssel trug, aber die schöne Susi gewiß nicht. Ein schmutziges, häßliches altes Ding mit Sichthöckern an den Händen. Und die dummen Bauern ringsum glockten und grinsten, just als machten sie sich über den Stadtherrn lustig.

Herr v. Morelli ärgerte sich wütend, fing aber doch an zu essen. Er war von dem weiten Wege hungrig, und das Hühnchen duftete so köstlich. Und während er mürrisch kaute, ging auf einmal die Thür auf, und ein Mädchen trat ein, das schon eher die schöne Susi sein konnte. Sie war's auch, und dem Triestiner entfuhr ein „Che bellezza!“, als sie in den Lichtkreis der Lampe trat. Dieses schwarze Haar, die dunklen Augen, der rote Mund, die bräunliche Haut, die schlante, biegsame Gestalt — ganz wie eine Triestiner Sartorella!

Sie guckte den Fremden aus den Augenwinkeln nur ganz flüchtig an, während sie auf ihren Vater zueilte, um ihm etwas ins Ohr zu sagen.

Der schlug sich auf die Kniee, daß es klatschte.

„Saggra — Saggra! Dös hätt' i jetzt bald vergessen! Zahlen, Buab'n, und fortgehn! Der wild' Seppl kimmt heut!“

Die Burschen murmelten erschrocken durcheinander: „Der kimmt? — Da wöll'n mer gehn! — I hab' zwoa Seiderln! — I drei! — Neugerkwirt, da is mei' Geld.“

„Zahl'n, Herr!“ drängte der Peter nun auch den Stadtherrn. „Ein Hähndl, zwoa Flascheln Wei', zwoa Brot — macht drei Gulden und vier Kreuzer. Schaun S', daß S' schnell 'rauskommen... der wild' Seppl kimmt.“

„Aber ik 'abe ja noch nit gegessen und noch Wein in die Flasche. Ik will nix 'eraus. Wer ist denn das, die wild' Seppl?“

„Der wild' Seppl? Ein Wildschütz is's, der die Murzthaler Gamsen schießt, und ein Käufer, wie's foan zweiten giebt. Gelt's, Buab'n?“

„Wohl, wohl!“ brummen die Holzknechte. „Gegen den kimmen wir alle miteinander nit an.“

„Ja,“ fuhr der Wirt fort, „war scho' zwamal eing'spirrt, der Seppl, weil er 'n Stadtherrn die Ohrmascheln abg'schnitten hat. Auf die Sommerfrischer is er ganz wild. Wie er ein' erwischt, g'hören die Mascheln ihm.“

Dem Italiener wurde übel vor Angst. Eilig warf er sein Geld hin und wollte davonstürzen, als plötzlich die Susi aufkreischte: „Jesses! Der Herr kann do' den Graben nit hinunter, nach'm Murzthal! Grad von dort kimmt er heut auffi, der Seppl.“

„Santa Madonna! Was fang' ik an? Berstecken Sie mich, 'err Wirt!“

„Berstecken?“ Peterl kratzte sich hinter den Ohren. „Der Seppl hat ein' gar scharfen Hund, den Waldbl, der spürt Ihnen glei' aus... Aber warten S'! Steigen S' hinterm Haus auf'n Lindenbam. Wenn dann der Waldbl bellt, sag' i, die Ras' war's.“

Zwei Minuten später saß der vor Angst fiebernde junge Herr im Geäst der breiten Linde, duckte sich ganz klein zusammen und graulte sich. Es war pechfinster, die Blätter sausten im Nachtwind und erzählten Gespenstergeschichten, und von ferne wehte der Gesang der abziehenden Burschen herüber:

„Der Spazereiter,  
Heut schläft er am Bam,  
Morge is er g'scheiter,  
Da bleibt er daham.  
Hoiderio!“

Dann war's wieder so schauerlich still. Wenn ein Käuzchen durch den Baum strich, unhörbaren Flügelschlags, dem Menschen, der unbegreiflicherweise da oben saß, ins Gesicht glockte und verwundert schrie: „Kui-hiiii!“ wurde die Sache dadurch nicht im geringsten gemüthlicher. Dazu drückte der knorrige Ast so unangenehm...

Mit einmal wurde es auf der Straße drüben lebendig. Schwere Schritte tappten daher; ein wildes heulendes Bellen zerriß die Luft — es mußte ein riesenhafter Köter sein, der so anschlug.

Dann pochte es derb an die Hausthür. Nun war er da, der Seppl!

Herr v. Morelli lauschte, halbtot vor Angst. Eine grobe polternde Stimme hörte er, das war der Brigante, und eine helle, wohl die der Susi. Das tapfere Mädchen schien sich gar nicht zu fürchten vor dem Uebelthäter. Jetzt lachte sie gar...

Auf einmal wurde die Hofthür aufgerissen. Susi erschien mit einer Laterne auf der Schwelle, hinter ihr ein großer, starker Kerl mit einem fürchterlich langen roten Bart und wilden Augen. Das Mädchen leuchtete in den Hof hinaus und flötete schmeichelnd: „Neamd is da, Seppl, neamd.“

Da schoß auf einmal ein Ungetüm von Hund aus der Thür, mit wolfszotteligem Fell und struppigem Schädel. Der Köter schoß auf die Linde zu, sprang an ihrem Stamm in die Höhe und bellte, daß der Italiener vor Entsetzen fast von seinem Hochstuhle herabgestürzt wäre.

„Himmi-Stern-Kreuz-Sapperment!“ fluchte der Notbart. „I versteh' m Waldbl sein Bellen. Da sitzt aner droben.“ Er riß die Büchse von der Schulter und wollte in den Baum schießen, das tapfere Mädel aber drückte den Lauf nieder.

„Seppl,“ sagte sie, „da is g'wiß mei' Miezler droben. Wenn d' mir das Viecherl totschießt, dann bin i harb auf di.“

Herrn v. Morelli fiel eine ganze Wagenladung Steine vom Herzen, als der Wildschütz das Gemehr mißtrauisch sinken ließ. Aber der Hund bellte immer toller. Wenn der Kerl am Ende doch schöffe?

Da fiel dem Geängstigten ein, daß er ja in ganz Triest als Tierstimmennachahmer berühmt war. Wie lachten seine Freunde im Café degli Specchi immer, wenn er nach der dritten Flasche Asti spumante anfang zu bellen, zu knurren, zu miauen, zu grunzen. Diese treffliche Kunst mußte ihm jetzt dienen. Und er fing an, die murrenden und heulenden Laute von sich zu geben, mit denen die von Hunden bedrängte Rabe auf ihre Bedränger herunter-sieht. Es ging zwar nicht ganz gut, denn die Angst würgte den Künstler an der Kehle, aber



es erfüllte seinen Zweck. Der Seppl wurde ruhig.

„Hat aber a sonderbare Stimm', dei' Miezler!“, meinte er.

„Hat mir heut a groß' Stück Speck g'stohlen, 's Miezler!“, antwortete Susi. „Da hat's halt Leibweh. Aber willst nit wieder in d' Stuben, Seppl?“

Er wollte, Gott sei Dank! Die Thür fiel frachend hinter den beiden ins Schloß, es war wieder stockdunkel.

Aber nicht still. Der Unglücksföter war außen geblieben und hatte sich unter dem Baume gelagert. Er schlug mit der Nute um sich, wie Morelli an dem Rauschen des Grases hörte, und knurrte immerzu tief und mißtönig.

Es war eine schlimme Lage, die sich noch verschlimmerte, als es anfang zu regnen. Herr v. Morelli war bald bis auf die Haut naß, und der Roter knurrte noch immer unter dem Baume. Endlich wurde ihm vom Hause her gepöffelt. Der Hund bellte noch einen Abschiedsgruß in die Linde hinauf und lief dann davon. Gleich darauf hallten die schweren Tritte auf der Straße. Der Seppl ging fort.

Nun hätte der Italiener ja von seinem Baume steigen können. Aber die ausgestandene Angst hatte ihn so aller Thatkraft beraubt, daß er oben hocken blieb. Es war ja so finster, daß er nicht zum Boden hinabsehen konnte, und so ins Dunkle abzuspringen, gebrach's ihm an Mut. Es war ihm, als gälte es einen Sprung von der Höhe des Triestiner Leuchturms hinab ins finstere Meer. So saß er denn, ließ sich von den himmlischen Wassern durchweichen und klapperte vor Frost.

Endlich hörte der Regen auf, bald danach begann's zu dämmern. Als es so weit war, daß man von der Lindenkronen zur Erde hinabsah, wagte Morelli den Sprung. Er verstauchte sich ein wenig den Fuß dabei, aber was that das! Eilig hinkte er thalwärts im blassen Morgenlicht.

Als er unten in St. Marein mit erlöschender Stimme seine graufigen Erlebnisse erzählte, mußte er sich nicht schlecht auslachen lassen. Im ganzen Thale giebt's keine Gemsen; was man im Scherze so nennt, sind die Ziegen, die häufig gehalten werden. Der Hund hieß gewiß nicht Walbl, denn so werden im Steirischen die kleinen krummbeinigen Töckel genannt und nicht die großen Schäferhunde, welcher alltäglichen Rasse das Ungetüm des Seppl offenbar angehörte. Der Seppl selber endlich war nicht mehr und nicht weniger als der Titelheld eines Volksstücks, das jeden Herbst in St. Lorenzen aufgeführt wurde. Den Wildschützen spielte immer der Sandgrabenferdl und band sich dabei einen fürchterlichen roten Bart vor. In Wirklichkeit aber gab's in der Gegend solchen Kerl Gott sei Dank, nicht. Ein paar Raufer waren schon da, aber so einer... nein, nein.

Als Herr v. Morelli das alles hörte, dämmerte ihm die Vermutung auf, daß er von dem übermütigen Mädcl, der Susi, und ihrem Hofstaate fürchterlich hineingelegt worden sei, und daß eine schleunige Abreise das Klügste sei, was er noch thun könne.

So reiste er denn mit dem nächsten Zuge nach Triest zurück. Oben im Drei-Neugertl-Wirtshaus ging's aber hoch her. Die Stube war gedrängt voll Menschen und dröhnte von ihrem Gelächter, als der Sandgrabenferdl, der nicht nach Graz gefahren war, immer wieder die schöne Geschichte von dem wäldischen Stadtherrn erzählte, der die Susi hatte „halsen“ wollen und statt dessen in der Linde gehockt und gemiaut hatte wie eine Katze. Als man bei einer Besichtigung des denkwürdigen Baumes den hellen Sommerhut des Sommerfrischlers entdeckte, der in einer Astgabel hängen geblieben war, stieg der Jubel auf seinen Höhen.

punkt. Das Kleidungsstück wurde feierlich herabgeholt und unter einen Glassturz auf Susi's Kommode gestellt.

Seither heißt das Drei-Neugertl-Wirtshaus „Zum Hernhut“. Jetzt heißt der Wirt Ferdinand, die Wirtin Susi, und der Peterl privatisiert auf der Ofenbank. Die Geschichte, wie das Unwesen zu seinem wunderlichen Namen kam, wird neugierigen Fremden immer wieder mit vielem Stolz erzählt.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Ein Aprilscherz.** — König Ludwig XII. von Frankreich († 1515) hielt den Herzog von Lothringen nebst seiner jungen Gemahlin in ihrer eigenen Stadt Luneville gefangen, weil es seine Absicht war, ihn zu Bedingungen zu zwingen, welche eine Vereinigung des Herzogtums mit Frankreich allmählich zur Folge haben würden. Er strebte schon damals das Ziel an, welches die Politik Richelieus später erreichte. Die Lage des Herzogs war überaus peinlich. Seine einzige Hoffnung konnte er nur auf Deutschland setzen, und wenn es ihm nicht gelang, den Hof in Wien für seine Sache zu gewinnen, mußte er wohl oder übel auf die Bedingungen eingehen, welche ihm Ludwig XII. stellte. Er beschloß also, zu entfliehen, und am 1. April 1504, früh morgens, verließ er mit seiner Gemahlin, beide verkleidet als Bauersleute, mit schweren Tragkörben auf dem Rücken, die Stadt. Die Thorwache hatten sie glücklich passiert, als ihnen ein junges Mädchen begegnete. Dem blieb das Liedchen, welches sie eben lustig in den Morgen hinein trällerte, beinahe in der Kehle stecken. Als Rind Lunevilles hatte sie den Herzog sowohl als auch seine Gemahlin oft genug gesehen. Von den politischen Wirren verstand sie natürlich wenig, aber es erregte ihre Verwunderung, daß ein so hohes Paar in so merkwürdiger Verkleidung eine Frühpromenade auf das Land unternahm. Sie eilte deshalb sogleich zu ihrem Geliebten, welcher am Thore Wache hielt, und teilte ihm das Gesehene mit.

Glücklicherweise lachte dieser und sagte: „Ach, heute ist ja der 1. April! Da willst du mir eine solche Geschichte aufbinden! Aber mich fängst du nicht damit.“

Die Entgegnung des Mädchens, daß sie sich nicht geirrt habe und am allerwenigsten daran denke, ihn in den April zu schicken, fruchtete nichts. Der Soldat war nun einmal nicht von der Ueberzeugung abzubringen, daß es sich um einen Aprilscherz handle. Ergrümt ging das Mädchen weg. Nun erst fiel es ihrem Liebhaber ein, daß es doch möglicherweise Ernst mit ihrer Erzählung gewesen sein könne. Je mehr er nachsann, um so wichtiger erschien ihm der Thatbestand, bis er es schließlich für seine Pflicht hielt, denselben seinem Leutnant zu melden.

„O, welch netter Aprilscherz!“ rief dieser lachend. „Deine Dulcinea hat dich tüchtig zum besten gehabt!“ Nach einiger Zeit erging es ihm aber wie dem Soldaten. Auch ihm wollte die Geschichte nicht mehr aus dem Sinn, und um sich frei von jeder Verantwortlichkeit zu fühlen, machte er dem Kommandanten von Luneville, dem Chevalier v. Brassac, diesbezügliche Mitteilung.

„Sie sind ein Aprilnarr!“ fuhr ihn dieser entrichtet an. „Wie können Sie sich ein solches Märchen aufbinden lassen! Schweigen Sie nur darüber, sonst machen Sie sich vor der ganzen Garnison lächerlich!“

Aber nach einigen Stunden erwachte auch in seiner Brust die Besorgnis. Er sandte zu dem Offizier, welcher die Wache vor den Gemächern des herzoglichen Paares hatte, und ließ fragen, ob dasselbe sich noch dort befände. Der Offizier pochte an, und der Kammerherr öffnete. Auf die Frage, ob der Herzog aufgestanden, bat dieser ihn, um des Himmels willen ruhig zu sein. Die Herrschaften schliefen so süß, daß es ein Unrecht sei, sie schon jetzt aufzuwecken.

So verfloßen dann wieder einige Stunden. Das herzogliche Paar fand während derselben vollkommen Zeit, die Grenze zu erreichen. Einmal in Sicherheit, gelang es ihnen auch, gegen Frankreich die erwünschte Hilfe zu erzielen, so daß Lothringen vorläufig noch nicht seinem mächtigen Nachbar in die Hände fiel. Dies alles aber wurde nur dadurch erreicht, daß sich die Franzosen von dem April selbst in den April schicken ließen.

**Black-Bill.** — Einer der gefährlichsten Taschendiebe New Yorks war vor nicht langer Zeit ein Mensch Namens Black-Bill. Es war dies sein Spitzname unter den Verbrechern; niemand kannte aber seinen wahren Namen, selbst die Polizei hat weder seinen Namen noch seine Herkunft erfahren können. Seine Geschicklichkeit bestand nicht nur darin, anderen Leuten unbemerkt die Taschen zu leeren, er verstand es auch, der Polizei zu entgehen, obgleich ihm bei jedem Schritte Detektives folgten. In einem Buche, welches er selbst verfaßte und auf eigene Kosten drucken ließ: „Der vollkommene Taschendieb“, hatte er ausgerechnet, daß er bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahre nicht mehr als 23 Monate Gefängnisstrafe erlitten habe, obgleich er ausschließlich vom Taschendiebstahl lebte, und zwar sehr gut lebte. Die Zurückgezogenheit, welche ihm seine letzte Strafe auferlegte, hatte er dazu benutzt, obiges Buch zu schreiben, welches in seinem Selbstverlage erschien und welches auch nur bei ihm käuflich zu haben war. Er mußte wohl, daß sich kein Buchhändler dazu hergeben würde, diese Schrift zu verreiben. Auch hätte die Polizei sie wohl konfisziert, wenn sie in offenem Buchhandel erschienen wäre. Black-Bill dachte darüber nach, wie er den Abjaz seines Buches fördern könne, und verfiel auf eine originelle Idee: er ließ eine Anzahl von Blechkapseln herstellen, deren jede nur wenige Cents kostete. In jede Kapsel legte er eine Anpreisung seines Buches nebst vollständiger Inhaltsangabe. Den Preis setzte er auf zehn Dollars für das Exemplar fest. Eine von den Kapseln steckte er an Stelle der Uhr in die Westentasche. An diese Kapsel befestigte er leicht eine massiv goldene Uhrkette, welche sofort in die Augen fallen mußte. Die Uhrkette aber nähte er mit starker Seide so fest auf die Weste, daß ein Taschendieb, der die Kette hätte stehlen wollen, die Weste hätte in Stücke zerreißen müssen. So ausgerüstet spazierte Black-Bill durch die Straßen, und wo irgend ein großes Gedränge stattfand, mischte er sich wie ein harmloser Zuschauer hinein. Was er vorausgesehen hatte, geschah. Die Taschendiebe, durch die glänzende Kette angelockt, versuchten, sie ihm zu entreißen. Da sie bald die Unmöglichkeit erkannten, griffen sie nach der „Uhr“, deren Entwendung ihnen keine Schwierigkeiten machte. Sie entdeckten dann, daß sie statt der Uhr eine gewöhnliche, wertlose Blechkapsel erbeutet hatten, öffneten sie, fanden die Anpreisung des Buches und kauften es trotz des hohen Preises. Als Black-Bill in New York alle Taschendiebe mit seinem Buche versehen zu haben glaubte, machte er Reisen nach anderen großen Städten Amerikas, in welchen er sein Buch auf die gleiche Weise absetzte. [M. S.—d.]

**Die Söhne Murats.** — Die beiden Söhne Murats, des vormaligen Königs von Neapel, gingen nach der Katastrophe, welche über ihr Haus hereinbrach, (1815) nach Amerika, um dort das Glück von neuem zu versuchen. Achille, der ältere Bruder, ließ sich in Florida nieder, wo er die Advokatur ausübte und nebenher auch Landwirtschaft trieb. Er verheiratete sich mit Katharina Willis, einer Großen Washingtons, doch hatte er, um ihre Hand zu erlangen, mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, da er, wenigleich auch jetzt noch Prinz, als Enkel eines Gastwirts von der virginischen Aristokratie, zu der die Familie Willis gehörte, nicht für ebenbürtig angesehen wurde. Achille lebte mit seiner so schwer errungenen Frau lange Jahre in sehr glücklicher Ehe; er war übrigens ein höchst origineller Mensch, den seine Eigentümlichkeiten in den weitesten Kreisen bekannt machten.

Achille bereiste mit seiner Frau Anfang der dreißiger Jahre Europa und hielt sich auch längere Zeit in London auf, wo seine Frau den nachmaligen Napoleon III. kennen lernte, der ein Vetter der Kinder Joachim Murats war. Louis Napoleon interessierte sich besonders lebhaft für die amerikanische Cousine und entfaltete ihr alle seine Zukunftspläne.

„Wenn ich Kaiser sein werde, Cousine Käthe, schenke ich Ihnen ein Schloß und alles, was sich Ihr Herz nur wünschen kann“, sagte er oft zu ihr. Es blieb indessen beim Versprechen.

Später diente Achille in der amerikanischen Armee und kämpfte gegen die Indianer Floridas. Er schlug sich tapfer, und seine Frau folgte ihm überallhin. Sie teilte alle seine Gefahren, und dank ihrer Bemühungen wurde er mehr als einmal aus den Pestkämpfen Floridas befreit. Im Jahre 1847 starb der Prinz, nur 46 Jahre alt, und seine Witwe ließ sich in Tallahassee, der Hauptstadt von Florida, nieder, wo sie eine Zuckerpflanzung besaß, die von 200 Sklaven bearbeitet wurde. Zwanzig



Jahre später, 1867, ereilte auch sie der Tod; sie ruht neben ihrem Gatten auf dem Friedhofe von Tallahassee in einer gemeinsamen Gruft, die von Touristen viel besucht wird.

Der jüngere Bruder, Prinz Lucian Murat, ließ sich im Staate New Jersey nieder und beschäftigte sich dort im Orte Bordentown mit Landwirtschaft. Seine Verhältnisse waren anfangs nicht ungünstig; aber bei seiner Leidenschaft für das Spiel saß er nach kurzer Zeit bis über die Ohren in Schulden. Die Kaufleute von Bordentown, die ihm zuerst in Erwartung einer baldigen napoleonischen Restauration kreditiert hatten, begannen, als ihre Rechnungen unbezahlt blieben, allmählich ungeduldig zu werden, und auch die unbezahlte Dienerschaft nahm ein freches Benehmen an.

Der Prinz war von riesenhafter Gestalt, über sechs Fuß hoch, corpulent und ungemein kräftig. Er

hatte in seinen Diensten einen Stallknecht Namens White, einen unendlich faulen Menschen. Eines Tages erteilte ihm der Prinz, seiner Gewohnheit gemäß sehr höflich, irgend einen Auftrag. White gab eine unverkündete Antwort, und Murat warf ihn zur Thür hinaus. Der Mann wandte sich an den Friedensrichter und verklagte seinen Herrn. Er behauptete, sechs Fußtritte bekommen zu haben und wäre genötigt gewesen, das Bett zu hüten. Murat, der sich selbst verteidigte, erklärte: „Meine Herren Geschworenen! Dieser Mensch hat eben behauptet, ich hätte ihn sechsmal gestoßen, sechsmal! Meine Herren Geschworenen, ich werde Ihnen beweisen, daß das nicht möglich sein kann.“

Mit diesen Worten stellte er seinen Fuß auf einen Tisch, schlug sich auf sein kolossales Bein, daß der ganze Saal dröhnte, und rief: „Hätte ich ihm damit einen einzigen Tritt versetzt, dann wäre

überhaupt nichts von diesem Menschen übrig geblieben.“

Auf Grund dieser Verteidigung wurde Murat freigesprochen.

Einige Jahre später gab er die Landwirtschaft auf. Das war zu der Zeit, da er sich in eine Miß Frazer verliebte. Trotz des Widerstandes ihres Vaters, der ihn mehrere Tage suchte, um ihn zu erschießen, heiratete er sie. Das Ehepaar stand ohne Substanzmittel da. Madame Murat errichtete eine Schule, und mit dieser ging es auch gut bis zu dem Tage, wo der Prinz sich mit der Sache beschäftigte, denn vor diesem liefen alle Kinder davon.

Bis zur Wiederherstellung des Kaiserreichs lebte nun Murat ausschließlich vom Pump. Als Napoleon III. ihn nach Frankreich einlud, konnte er die Mittel zur Reise nur durch Hilfe gefälliger Nachbarn aufbringen.

## Humoristisches.



Kindermund.

Mutter (auf die alte Tante deutend): Hier, Mädchen, ist die neue Tante, von der ich dir bereits sagte.  
Mädchen: Ach, Mama, die ist doch nicht mehr neu!



Gewohnheitsfrage.

Theaterdirektor: In dem neuen Stück werden Sie also eine Treppe von zehn Stufen hinabgestoßen, werden Sie das machen können?  
Schauspieler: O gewiß, ich war ja früher Weinreisender.

Die Gläubiger des Prinzen sandten, als die erwarteten Zahlungen aus Frankreich ausblieben, einen Notar Namens Knight nach Paris, um durch diesen dem Prinzen Murat ihre Rechnungen präsentieren zu lassen. Knight wurde äußerst liebenswürdig aufgenommen und eine ganze Woche hindurch von Fest zu Fest geschleppt, so daß er es gar nicht wagte, die Forderungen seiner Auftraggeber geltend zu machen. In seiner Not wendete sich der Notar an den Kaiser, der aber ein Eingreifen ablehnte. Nun blieb Knight nichts übrig, als doch beim Prinzen selbst vorstellig zu werden, allein dieser erklärte ihm lachend, er würde sich herzlich freuen, seine alten Freunde aus Bordentown in Paris zu begrüßen, er hätte aber leider kein Geld übrig, um seine Schulden bezahlen zu können.

**Künstlerneid.** — Die berühmten Pianisten Dufet und Cramer waren die besten Freunde, aber doch nicht ohne sich ihre Erfolge gegenseitig zu beneiden. Eines Tages erschien Dufet in einer Londoner Gesellschaft sehr spät, und Cramer wandte sich an ihn mit der Frage: „Warum kommst du erst jetzt?“

„Ich habe heute nachmittag ein Rondo komponiert, das mir erst gar nicht übel gefiel. Schließlich habe ich es aber doch verbrannt.“

„Warum denn?“  
„Eine Passage darin war fürchterlich schwer, sogar für mich, und ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß du sie vielleicht besser spielen könntest!“ [L-n.]

### Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 12:  
Vertrauen weckt Vertrauen.

### Wechsel-Rätsel.

Mit **B** die Vögel es verbindet,  
Mit **F** thut's der, der etwas findet,  
Mit **S** in Afrika es fliegt,  
Mit **L** es nördlich von uns liegt,  
Mit **M** es mancher schwer nur hält,  
Mit **S** liegt es nicht weit vom Belt.

Auflösung folgt in Nr. 14.

### Rätsel.

Ein Maß, von Kopf und Fuß umgeben,  
Zeigt immer Unverstand im Leben.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung des Füll-Rätsels in Nr. 12:

T	M	A	A
T	H	E	K
M	E	N	A
A	K	A	Z
A	L	G	I
A	E	E	R

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.